

Diskussion über Gesundheitsforschung im Club Research

„Politik will manches gar nicht wissen“

WIEN – „Welche Forschung braucht unsere Gesundheit?“ Über diese Frage diskutierten Vertreter unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen im Rahmen der offenen Diskursplattform „Club Research“, die in Kooperation mit der Ludwig Boltzmann Gesellschaft stattfand. In einem war man sich einig: Österreich braucht mehr Versorgungs- und Public-Health-Forschung.

Eine „Wissensexplosion“ bescheinigte Univ.-Prof. Dr. HELLMUT SAMONIGG, Leiter der Klinischen Abteilung für Onkologie an der Med Uni Graz, seinem Forschungsbereich, der Krebsforschung und der medikamentösen Tumorthherapie. Der riesige Wissenszuwachs um die Individualität des Tumorgeschehens führe jedoch dazu, dass man Schlussfolgerungen über die beste Therapie bis heute nicht wirklich ziehen könne. Die Herausforderung der Zukunft sieht er darin, dieses enorme Wissen mithilfe von Informationstechnologie weltweit zu vernetzen und so zu übersetzen, dass es für Ärzte praktisch anwendbar ist.

„Wir produzieren das Wissen: Wie behandeln wir eine Krankheit? Wir produzieren nicht das Wissen: Wie setzen wir die Mittel im Gesundheitswesen besser ein?“, übte Dr. THOMAS CZYPIONKA, Leiter des Forschungsbereichs Gesundheitsökonomie & Gesundheitspolitik am Institut für Höhere Studien,

Kritik an der Schwerpunktsetzung in der heimischen Forschung. Das betreffe nicht nur die Gesundheitsökonomie, sondern die Versorgungsforschung in ihrer ganzen Breite. In England beispielsweise sei die Forschungsförderung viel stärker an der Frage orientiert, welche Staatsaufgaben und welche Staatsausgaben es gebe. In Österreich sei diese Art von Forschung zum Teil gar nicht gewollt, glaubt Dr. Czymionka: „Die Politik möchte verschiedene Dinge überhaupt nicht wissen, aus Angst, dass etwas herauskommen könnte, wofür es nicht sofort eine Lösung gibt.“

Versorgungsforschung

Mehr Versorgungsforschung wünscht sich auch Priv.-Doz. Dr. CLAUDIA WILD, Leiterin des Ludwig Boltzmann Instituts Health Technology Assessment (HTA). „Auch wir in HTA verschwenden meiner Ansicht nach Gelder, weil wir Ge- triebene eines fremdbestimmten Innovationsbegriffes sind.“ Die for-

schende Industrie sei hochproduktiv, doch manche Bewertungen neuer Technologien seien von geringer Relevanz. Anstatt neue Produkte in die Leistungskataloge aufzunehmen, die sich kaum von bereits Vorhandenem unterscheiden, wäre es wichtiger sicherzustellen, „dass das, was schon da ist, qualitätsgesichert geleistet wird“, sagte Doz. Wild. Sie würde sich wünschen, dass fünf Prozent des Geldes, das für Gesundheitsversorgung ausgegeben wird, in Evaluationsforschung investiert wird, um zu schauen, „ob das, was wir für unglaubliches Geld in der Akutmedizin tun, die Wirkung zeigt, die wir uns erwarten – Kraft dessen, was klinische Studien in idealen Settings an idealen Patienten versprechen.“

Um die Frage zu beantworten, welche Forschung die Gesundheit braucht, sollte sich die Gesellschaft fragen: „Wo haben wir den größten Health Gain pro investiertem Euro?“, sagte Priv.-Doz. Dr. GEORG BAUER, Leiter der Abteilung Gesundheitsforschung und Betriebliches Gesundheitsmanagement am Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich. Anstatt vorrangig individualpathologische Strukturen zu untersuchen, sollte man sich verstärkt der Erforschung organisational-gesell-



Foto: boscorelli / Fotolia.com

In Österreich wird noch wenig in Public-Health- und Versorgungsforschung investiert.

schaftlich pathologischer Strukturen widmen, ist Doz. Bauer überzeugt: „Dann hätten wir einen massiven Health Gain für weniger Geld.“

Als Beispiel nannte er sein eigenes Forschungsgebiet: Stress am Arbeitsplatz. Zwar sei bekannt, dass längerfristiges Stress-Erleben durch ungünstige Arbeitsbedingungen beispielsweise zu erhöhtem Blutdruck führe, aber es werde wenig Geld in Forschung investiert, die sich damit beschäftigt, wie man der Entstehung von Stress vorbeugen könne. Während der Staat bei anderen Belastungen am Arbeitsplatz längst Maßnahmen ergriffen habe, werde Stress vielfach als Scheitern des Einzelnen wahrgenommen.

Die Universität Zürich hat gemeinsam mit der ETH Zürich einen Organizationalen Gesundheitsindex entwickelt, der das Kräfteverhältnis von gesundheitlich relevanten Ressourcen und Belastungen innerhalb einer Organisation widerspiegelt. „Ein gutes Verhältnis von Ressourcen und Belastungen führt zu weniger Krankheit und mehr Produktivität“, erklärte Doz. Bauer. Das lasse sich mit hoher Validität vorhersagen.

Lebenswelt Organisation

Mit ähnlichen Fragen beschäftigt sich Priv.-Doz. Mag. Dr. WOLFGANG DÜR, Direktor des Ludwig Boltzmann Instituts Health Promotion Research. „Die moderne Gesellschaft ist eine Gesellschaft der Organisationen“, so Doz. Dür. Da Organisationen wesentliche Lebenswelten seien, müsse sich die sozialwissenschaftliche Forschung der Frage widmen, wie sie die Gesundheit von Individuen beeinflussen. Ein wesentlicher Faktor sei, wie viel Kontrolle der Einzelne über sein Tun ausüben könne, das sei aufgrund von Studien bekannt. „Die Frage ist: Wie interveniert man? Oder wie bringt man Organisationen dazu, an diesen Faktoren zu arbeiten? Da ist noch sehr viel Forschung offen“, sagte Doz. Dür.

Die Forschung, die das Gesundheitswesen braucht, könnten Universitäten nicht leisten, betonte Dr. Czymionka. Deshalb sei die Finan-

zierung außeruniversitärer Forschung so wichtig. Universitäten in Österreich seien zum einen sehr stark mit Lehrtätigkeiten beschäftigt, zum anderen orientiere sich die akademische Forschung an der Nachfrage der Journals. „Und

Explizit

„Wir brauchen eine Medizin, die weiß, wie man Leute wieder gesund macht, wenn sie in den Fluss gefallen sind.“

Prof. Hellmut Samonigg

welches Journal interessiert sich für eine Fallstudie aus Österreich?“, so Dr. Czymionka. Gesellschaftliche Kernfragen kämen daher an Universitäten oft zu kurz.

Laut OECD-Studien würden 98 Prozent der Gesundheitsausgaben für Krankenversorgung aufgewendet und nur zwei Prozent für Prävention, sagte PD Dr. Bauer: „Bei der Forschung ist das Verhältnis eher noch schlechter.“ Prof. Samonigg wies demgegenüber darauf hin, dass auch im Bereich der klinischen Forschung die Forschungsförderung der öffentlichen Hand in Österreich gering sei; die Forschung im Bereich Medikamentenentwicklung werde bekanntlich fast ausschließlich von der Industrie durchgeführt. „Wenn wir zum Beispiel die Frage stellen: Ist es nicht besser, ein Medikament nur ein Jahr zu geben anstatt zwei Jahre, so ist diese Forschung nicht möglich, weil sie niemand finanziert“, so Prof. Samonigg. Auch er halte mehr Public-Health-Forschung für dringend notwendig, man dürfe diese und die klinische Forschung aber nicht gegeneinander ausspielen. „Wir brauchen eine Medizin, die weiß, wie man Leute wieder gesund macht, wenn sie in den Fluss gefallen sind“, spielte er auf das beliebte Fluss-Gleichnis an, „gleichzeitig brauchen wir natürlich die Prävention, um zu verhindern, dass sie hineinfallen.“ PeV

Club Research: Biotech, Klinik, Public Health: Welche Forschung braucht unsere Gesundheit? Wien, Oktober 2013



Foto: APA-Fotografie / Rosboth

v.l.n.r.: Prof. H. Samonigg, Doz. W. Dür, Doz. G. Bauer, Dr. J. Steiner (Moderation), Doz. C. Wild und Dr. Th. Czymionka

Kooperation dreier Grazer Universitäten

BioTechMed erforscht Gesundheit

GRAZ – Drei Grazer Universitäten bündeln ihre Kompetenzen an der Schnittstelle von Grundlagenforschung, technologischer Entwicklung und medizinischer Anwendung mit dem Ziel einer gemeinsamen Forschung für Gesundheit.

An der interuniversitären Forschungsinitiative BioTechMed-Graz sind die Karl-Franzens-Universität Graz, die Technische Universität Graz sowie die Medizinische Universität Graz beteiligt. Geforscht wird in den Bereichen Molekulare Biomedizin, Neurowissenschaften, Pharmazeutische und Medizinische

Technologie sowie Quantitative Biomedizin und Modellierung.

Zur weiteren Stärkung der Forschungsinitiative wurden vier neue Professuren ausgeschrieben. „Mehr als 100 Bewerbungen, unter anderem aus Australien, Großbritannien und den USA, zeigen die Attraktivität des Wissenschaftsstandortes Graz“, freuen sich Rektorin Univ.-Prof. Dr. CHRISTA NEUPER (Uni Graz), Rektor Univ.-Prof. Dr. HARALD KAINZ (TU Graz) und Rektor Univ.-Prof. Dr. JOSEF SMOLLE (Med Uni Graz) über das internationale Interesse. Die Bewerber präsentierten sich vergangene Woche im Hörsaalzentrum der Med Uni Graz. Ausgeschrieben sind folgende Professuren:

Die Professur für Neuroimaging an der Karl-Franzens-Universität soll den bereits erfolgreichen Forschungsschwerpunkt stärken und auch dem Uni-Graz-Schwerpunkt „Gehirn & Verhalten“ zugute kommen. An der Med Uni Graz wird die Professur für interaktive Mikrobiomforschung geschaffen. Die Professur für Biopharmazie an der TU Graz soll grundlagen- und technologieorientierte Forschung bündeln. Ebenfalls an der TU Graz wird die Professur für Bioinformatik angesiedelt. Die Professuren sind auf fünf Jahre befristet. red

www.biotechmedgraz.at

